

8. Filmtage auf der Bäk
„Und doch sage ich: Das Leben ist gut“ (Eva Strittmatter)
Montag 16. bis Donnerstag 19. Februar 2026

Notizen von Wolfgang Teichert



Foto: Doris Schick

Beginn der Filmtage auf der Bäk mit zugefrorenem, schneebedecktem See, zugleich ist Rosenmontag und es läuft die Winterolympiade in Italien.

Gewinnen und Verlieren: Olympia kommt gleich bei der ersten Kaffeerrunde auf den Tisch: Es gehe bei solchen Spielen nun mal um Gewinnen und Verlieren. Die Vorstellung, Olympische Spiele könnten primär Spiele der besseren Moral sein, bei denen der Kampf um den Sieg sekundär wäre, finden wir eher bizarr. Ebenso bizarr wie die Auffassung, es dürfe um des Friedens, der Rücksicht und der Achtsamkeit willen keine Verlierer geben. Vital und interessant sei der Sport, wenn es Sieger und Verlierer gibt: Je mehr Spannung, je mehr Tragik, je mehr nicht erwartbare Geniestreiche und unverdiente Niederlagen, desto grandioser. Theologisch allerdings mögen wir Sätze wie „Jesus siegt“ nicht gern. Aber vielleicht soll solch Satz nur dem Wunsch Ausdruck verleihen; dass der Auferstandene am Ende das Geschick der Gescheiterten, Geschlagenen und Besiegten wenden wird?

Außerdem, so der zweite Gesprächsgang sei heute Rosenmontag, ein Tag, an dem alles sich umkehren dürfe, sagt jemand, die es wissen muss: Der Alltag und die anderen Tage des Jahres seien voller unangenehmer Dinge und vor allem voller

Erfahrungen des Scheiterns, Ungenügens. Da braucht es eine Kontrasterfahrung. An diesem Montag vor Aschermittwoch sei fast jeder Unsinn erlaubt, der sonst Tabu oder sogar verboten ist, aber niemandem schadet. Er erlaube es, sich über Sünden und sogar Tod lustig zu machen, es mit manchen Geboten nicht so genau zu nehmen, zu lästern und einmal richtig über die Stränge zu schlagen.

Was für ein Entree für die Filme!

1. Film: Der Konzertfilm „CATO“ von Helge Burggrave würdigt mit bewegender Musik die Widerstandskämpferin Cato Bontjes van Beek, die, -wie Burggrave heute,- damals in Fischerhude gelebt hat. Ihre Kindheit erlebte sie als Paradies. Sie, ihre Schwester Mietje und ihr Bruder Tim waren einander eng verbunden. In den 1930er Jahren zog Cato nach Berlin. Dort erfuhr sie die Wahrheit über Krieg und Gräueltaten in den besetzten Ländern. Erschüttert schloss sie sich der „Roten Kapelle“, einer Widerstandsorganisation, an. Gemeinsam mit ihrer Schwester Mietje organisierte sie Hilfe für Kriegsgefangene. Mit ihrem Freund Heinz Stelow tippte sie Flugblätter gegen den Krieg. Cato tat, was sie konnte. Hochriskant, aber in jeder Hinsicht mutig und entschlossen. Sie wurde inhaftiert und zum Tode verurteilt. 1943, im Alter von 22 Jahren, wurde Cato in Berlin-Plötzensee zusammen mit 15 anderen Frauen und Männern umgebracht.

Dieser Film beleuchtet ihr kurzes außergewöhnliches Leben: sie wollte etwas tun: „Ihr redet alle nur, aber keiner tut etwas!“ Der Film entstand in der Fischerhuder Kirche zum 100. Geburtstag von Cato Bontjes van Beek am 14. November 2020. Von Cato sind zahlreiche Briefe erhalten, die ihre Lebendigkeit, ihre Liebe zu den Menschen, zur Natur und Literatur sowie ihren Hunger nach Erkenntnis widerspiegeln. Noch im Gefängnis schrieb Cato zudem Briefe, die von Mut, Entschlossenheit und geistiger Widerstandskraft zeugen. In Haft geriet sie durch ihre Verbindung mit der „Roten Kapelle“. Die Original-Texte von Cato liest die Schauspielerin Julia Jentsch, die bereits Sophie Scholl im preisgekrönten Kinofilm spielte. Erzähler ist Lorenz Meyboden, Sprecher der männlichen Rollen Schauspieler Christoph Jöde. Die vom Komponisten Helge Burggrave vertonten Cato-Texte interpretiert das renommierte Vokalensemble SJAELLA ebenso wie Musik aus den 1930iger Jahren oder von J. S. Bach. Höhepunkt: Der a capella von den sechs Solistinnen gesungene Schlusschor aus der Matthäuspassion. Bei uns Zuschauenden fließen die Tränen von ganz allein und ohne Umschweife.

Manche von uns konnten die hohen Frauenstimmen nicht aushalten, wie sie hinterher zu Protokoll gaben, andere waren jedoch von dieser „Klageform“ beeindruckt, die sich nicht scheute zwischendrin auch andere Töne wie „Bei mir bist Du schön“ anklingen ließe: Leichtigkeit des von Cato so geliebten Berliner Lebens!

Zu bewundern sei, wie gelassen und zugleich lebensverliebt diese junge Frau ihrem nahen Tod ins Auge geblickt habe.

Hinterher stellen wir einmal mehr die Frage, warum Deutschland seine besten jungen Leute diesem System geopfert hat? Jemand erwähnt Erich Fromm: Der wollte wissen, warum "Millionen von Deutschen ebenso bereitwillig ihre Freiheit aufgaben, wie ihre Väter für sie gekämpft hatten; daß sie, anstatt sich nach Freiheit zu sehnen, sich nach Möglichkeiten umsahen, ihr zu entfliehen; daß weitere Millionen gleichgültig waren und nicht glaubten, daß die Verteidigung der Freiheit es wert sei, für sie zu kämpfen und für sie zu arbeiten"¹. Ins Zentrum stellt er dabei das Problem der menschlichen Freiheit als ein allgemeines und vor allem als ein psychologisches Problem. Es gebe nämlich drei Fluchtwege vor der Freiheit: die autoritären Tendenzen, den Zerstörungstrieb sowie die automatische Anpassung. In allen drei Fällen besteht die große Verwirrung darin, dass die „Freiheit von“ nicht durch eine sinngemäße „Freiheit zu“ ergänzt wird. Allein durch die Wahl positiver Freiheitsziele könne man der Gefahr entgehen, sekundäre Bindungen einzugehen (sich verführen zu lassen), die zu einem individuellen und kollektiven Kerker werden; nach Fromm eine Haltung des Charakters, die auf der Angst vor dem Selbstsein beruhe. Nach diesem Film, so sagen wir, schaut man noch aufmerksamer auf gegenwärtige undemokratische Tendenzen. Und -mit Hannah Arendt- verweist jemand auf die vermehrt anzutreffende Tendenz, das Urteilen überhaupt zu verweigern. „Aus dem Unwillen und der Unfähigkeit, seine Beispiele und seinen Umgang zu wählen, und dem Unwillen und der Unfähigkeit, durch Urteil zu Anderen in Beziehung zu treten, entstehen die wirklichen, skandala', die wirklichen Stolpersteine, welche menschliche Macht nicht beseitigen kann, weil sie nicht von menschlichen oder menschlich verständlichen Motiven verursacht wurden. Darin liegt der Horror des Bösen und zugleich seine Banalität."²



Foto: Doris Schick

2. Film: Münter & Kandinsky

Original-Titel: Gabriele Muentner – In the shadow of Kandinsky (2024)

Marcus O. Rosenmüller erzählt von der Beziehung zweier schwieriger und hochtalentierter Menschen zu Beginn des 20. Jahrhunderts: Gabriele Münter und Wassily Kandinsky. Bereits in ihrer Schulzeit demonstriert Gabriele Münter (Vanessa Loibl) künstlerisches Talent. Als junge Frau ist sie dann auch fest entschlossen, selbst Malerin zu werden – zu der Zeit eine reine Männerdomäne. Doch davon lässt sie sich nicht abbringen, besucht mehrere Kurse, ist bei verschiedenen Institutionen dabei. Dabei lernt sie eines Tages den knapp elf Jahre älteren Wassily Kandinsky (Vladimir

¹ Erich Fromm: Die Furcht vor der Freiheit, in: Gesamtausgabe Band T, S. 217-392, hier S. 217

² Hannah Arendt: Über das Böse; Eine Vorlesung zu Fragen der Ethik | Aus dem Nachlass herausgegeben von Jerome Kohn. Nachwort von Franziska Augstein. München 2006. S.149-150

Burlakov) kennen, der einen dieser Kurse gibt. Schnell kommen sich die beiden näher, obwohl der Lehrer in seiner Heimat Russland bereits verheiratet ist. Die zwei Liebenden werden aber auch künstlerisch zusammenfinden und machen sich daran, gemeinsam mit anderen die Kunst zu revolutionieren.

Die Beiträge zur Kunst von Wassily Kandinsky sind unstrittig: Als Mitgründer von „Der Blaue Reiter“ hat sich der Russe mit seinen expressionistischen Werken und der Pionierarbeit im Bereich der abstrakten Kunst seinen Platz unter den einflussreichen Künstlern des 20. Jahrhunderts verdient.

Gabriele Münter blieb eine solche Anerkennung lange verwehrt. Sie wurde oft darauf reduziert, die Frau an der Seite von Kandinsky gewesen zu sein. („Russenhäuser“ sagte man in Murnau zu ihrem Haus oberhalb von Murnau im Gegenüber zur Kirche). Erst in den 1990ern, Jahrzehnte nach ihrem Tod, begann eine stärkere Auseinandersetzung mit ihren Arbeiten und Verdiensten. Mit „Münter & Kandinsky“ folgte dann auch ein im Grunde überfälliger Spielfilm, welcher grundsätzlich zwar den beiden historischen Persönlichkeiten gewidmet ist, sich dabei aber spürbar stärker für Münter interessiert. So wird die Geschichte aus ihrer Sicht erzählt. Das zeigt sich gerade am Anfang und am Ende, wenn Kandinsky nicht Teil des Geschehens ist. Aber auch zwischendurch ist der Fokus deutlich. So lernen wir die Protagonistin immer näher kennen, während er eher ein Fremdkörper bleibt. In Erinnerung bleibt er vor allem dadurch, dass er die jüngere Mitstreiterin privat immer wieder auflaufen ließ, indem er sich nicht öffentlich zu ihr bekennen wollte, und sie irgendwann auch abservierte. Sympathisch ist das nicht gerade. Andererseits kann auch Münter recht anstrengend werden. Der Film sagt zwar deutlich, wie ihr Unrecht getan wurde, ohne sie deshalb aber zu einer stromlinienförmigen Heiligen zu machen. Diese Frau hat Ecken und Kanten. Sie hat einen starken Willen und eine Meinung, die sie mit allen teilt.



Foto: Doris Schick

Für uns streift der Film Themen, wie den damaligen Zustand der Kunst oder auch die Geschlechterbilder. So tat sich das Kollektiv zunächst durchaus schwer damit, andere von ihrem neuen Weg zu überzeugen. Anfangs geht es auch darum, dass Münter als Frau nicht ernstgenommen wird mit ihren künstlerischen Ambitionen. Dann sind da gesellschaftliche und politische Umbrüche, die sich im Hintergrund abspielen und das Leben des Duos beeinflusst. Wobei der Blick dabei schon auf den Leuten der gehobeneren Kreise gerichtet bleibt, die in einer Art Blase leben.

Im Nachgespräch kam einer von uns nicht damit zurecht, dass dieser Film eben keine Dokumentation des Lebens von Münter und Kandinsky sei. Ausgangsfrage sei, ob eine wahrhaftige Selbstdarstellung, verbunden mit der Verwendung des Eigennamens,

zugleich als autofiktionaler Film firmieren kann? Jemand entgegnet, das sei doch vergleichbar mit dem Prozess der Transkription des analytischen Gesprächs, bei dem der Psychotherapeut „am Rand des Textes“ agiert: Im Film verlagere der Autor historische Analyse und Wahrheitssuche in die Musik und in die Filmbilder. So entstehe eine den Zuschauenden ergreifende symbolischen Ordnung, die wiederum Rückwirkung ins reale (politische) Leben haben könne.

Als alternative filmische Annäherung an Werk und Leben von Gabriele Münter empfahl jemand die Dokumentation „Gabriele Münter und ihr Haus in Murnau“ in der Reihe „Häuser der Kunst“, zu sehen in der Arte Mediathek.³

3. Film: Das Leben ist nichts für Feiglinge

(Deutschland/Dänemark 2012. Regie: André Erkau)

Verlust, Verdrängung, Krankheit, Tod, das eben kommt nicht nur „schön“ daher. Gleich mehrere Lebensschläge gibt es zu sehen in dem Alltag von Markus Färber (Wotan Wilke Möhring). Erst stirbt seine Frau bei einem absurden Unfall, dann erkrankt seine Mutter Gerlinde (Christine Schorn) an Krebs, schließlich brennt seine 15-jährige Tochter Kim (Helen Woigk) durch.



Foto: Doris Schick

Wie stark kann und muss man(n) da sein? Markus, Betreiber eines Cateringservice und eher der sensible Typ, wählt den Weg der Schwäche: Er verkriecht sich, weicht den großen Fragen und Konflikten aus. Und versucht trotzdem sein Bestes. Wir sehen-retrospektiv - ein ganz normales bürgerliches Leben in einem Hamburger Einfamilienhaus; aber es ist ein verlorenes, unwiederbringliches Idyll. Über feine Details wird das erzählt, wenn etwa Markus' Frau vom Anrufbeantworter ertönt wie eine Stimme aus dem Jenseits. Oder wenn im Reisebüro die Absage eines geplanten Zweiertrips zur kafkaesken Unternehmung gerät. Es sind halt, wie wir sagen werden, unterschiedliche Dimensionen von Trauer. Auch das Dreigenerationenkonstrukt finden wir gelungen: Die tapfere Oma, das rotzige Gothic Girl, dazwischen der aus der Bahn geworfene Papa.

Was jedoch alle drei Protagonisten dazu bringt, jeder Auseinandersetzung aus dem Weg zu gehen, wird nicht klar: Markus redet nicht, Gerlinde verheimlicht ihre Krankheit, Kim macht sich aus dem Staub. Stattdessen nimmt der Film selber Reißaus, wenn Kim sich samt neuem Freund Richtung Dänemark absetzt. So wird eine Roadmovie-Verfolgung draus, bei der es ums Suchen und Finden geht.

³ <https://www.arte.tv/de/videos/115023-004-A/haeuser-der-kunst/>

4. Film: Die Saat des heiligen Feigenbaums (The Seed of the Sacred Fig) ist ein Spielfilm des iranischen **Regisseurs Mohammad Rasoulof** von 2024. In einer Anmerkung zum Film schreibt Regisseur Mohammad Rasoulof: „Ich habe lange Zeit auf einer der südlichen Inseln des Iran gelebt. Auf dieser Insel gibt es ein paar alte, heilige Feigenbäume. Der Lebenszyklus dieses Baumes erregte meine Aufmerksamkeit. Seine Samen fallen durch Vogelkot auf die Äste anderer Bäume. Die Samen keimen dann, und ihre Wurzeln wandern in Richtung Boden. Wenn die Wurzeln den Boden erreichen, steht der heilige Feigenbaum auf eigenen Füßen und seine Äste erdrosseln den Wirtsbaum“

Heute, nachdem Israel und die USA versuchen, das Regime im Iran nun doch zu stürzen, zeigt sich die Aktualität des Films. Er wurde unter sehr schwierigen Bedingungen heimlich im Iran gedreht. Regisseur Mohammad Rasoulof musste während der Arbeit an seinem Film sogar aus dem Iran fliehen.

Der Film erzählt die Geschichte der Familie eines strenggläubigen Untersuchungsrichters am Revolutionsgericht in Teheran, der zum Ermittlungsrichter befördert wird. Nachdem eine junge Frau getötet wurde, bricht eine Protestwelle über das Land herein. Als die Demonstrationen zunehmen und gewaltbereiter werden, entscheidet er sich für die Seite des immer härter durchgreifenden Regimes. Er unterschreibt auf Anweisung der Staatsanwaltschaft ein Todesurteil wegen angeblicher Gotteslästerung, ohne die Akte des Falles überhaupt gelesen zu haben. Die Töchter Rezvan (Mahsa Rostami) und Sana (Setareh Maleki) werden auf den Straßen der Stadt mit der staatlich sanktionierten Gewalt konfrontiert; eines der Opfer ist eine Freundin Rezvans, Sadaf (Niusha Akhshi). In der Folge entwickelt sich ein eskalierender Konflikt zwischen dem angepassten Vater, der vermittelnden Mutter und den aufgebrachten Töchtern. Als die Dienstwaffe verschwindet, die Iman zur Selbstverteidigung anvertraut wurde, zerbricht das von der Mutter Najmeh (Soheila Golestani) mühsam aufrecht erhaltene Gefüge der „gottgefälligen“ Familie. Iman verdächtigt seine Töchter, die Pistole genommen zu haben. „Die Saat des heiligen Feigenbaums“ zeigt, was missbrauchter Monotheismus, Autoritarismus, Misogynie und Staatsparanoia im Leben und Denken der Einzelnen anrichten. Die Eltern verpassen keinen Ruf zum Gebet, arrangieren sich aber schnell damit, dass Iman im Zuge der Proteste tagtäglich unschuldige Menschen zur Hinrichtung schickt. Sie versuchen, die Töchter auf Linie zu halten. Am Ende ist indes klar: Es ist der Mann, der Vater, der als Agent der Unterdrückung fungiert – während die Frauen in der Not zueinander finden.

In unserem Gespräch findet die immer mögliche Gewaltversuchung monotheistischer Religionen (wenn sie denn keine „Bremse“ haben, etwa im verletzlichen und leidenden Menschen) Beachtung: Gerade die „Allmacht“ Gottes werde zum Problem. Man brauche ja nicht viel Freud gelesen zu haben, sagt jemand von uns, um zu verstehen, welcher Teil der Menschheit so sehr am Aufbau des Begriffs der

„Omnipotenz“ interessiert war! Daneben hingegen sei „gute Macht“, die man auch „Gottes Macht“ nennen kann, immer eine sich auf Gegenseitigkeit verteilende Macht. Sie ermächtigt andere. Alle Macht, die einer oder eine für sich haben und sichern will, sei jedenfalls nicht Macht Gottes. Unsere „Abhängigkeit von Gott“ sei eben nicht die biologische und nicht die - für den Säugling absolute – Abhängigkeit eines Kindes von seinen Eltern. Es sei „freiwillige Abhängigkeit“, die übrigens Goethe als den „schönsten Zustand“ bezeichnet. „Und wie wäre er möglich ohne Liebe?“ (Wahlverwandtschaften)

5. Film: Mittsommernachtstango (2012)

Woher kommt der Tango? Für Aki Kaurismäki ist die Sache klar: Die Finnen haben den Tango erfunden — übrigens ebenso wie den Walzer, den sich dann die Österreicher unter den Nagel gerissen hätten. Weil aber die Finnen bescheiden seien, würden sie nicht auf den Ruhm um ihren Erfindungsreichtum bestehen. Mit Kaurismäkis Einschätzung beginnt der Film Mittsommernachtstango.

Drei argentinische Musiker, darunter Tango-Star Walter „Chino“ Laborde, reisen quer durch Finnland und suchen nach den Wurzeln des Tangos, lassen sich alte finnische Melodien vorspielen und beobachten die Finnen beim Tango-Tanzen. Dabei kommen sie zu dem Fazit: Das ist doch kein Tango, kein Schritt davon ist Tango! Herrlich, wenn die Argentinier über die Finnen reden, oder wenn die Finnen über die Argentinier die Köpfe schütteln. Und jeder macht auch Aussagen über sich selbst, ohne dabei allzu eitel zu bleiben; ein genial inszenierter „cultural clash“

Viviane Blumenscheins Musik-Dokumentation sehen wir als leichte Lektion über interkulturelle Kommunikation.

Chino, Diego und Pablo, die drei Argentinier, begegnen auf ihrem Road-Trip durch Finnland vielen unterschiedlichen Menschen, sie sprechen, singen und jammen mit finnischen Kollegen und lernen die finnischen Größen des Tangos, darunter Reijo Taipale, Sanna Pietiäinen und M. A. Numminen, kennen. Irgendwann einmal sagen sie: „Es ist schön hier, seltsam, aber schön“, und dies beschreibt am besten ihre Haltung gegenüber dem eigentümlichen Land im Norden Europas.

Fazit für uns: Egal ob aus Finnland oder Argentinien, die Melancholie des Tangos findet sich unabhängig von Land und Kultur. Tanzen, so fügt jemand hinzu, biete zudem Ausdrucksmöglichkeiten für jene, die keine Stimme haben. Es stärke das Selbstvertrauen und das Gemeinschaftsgefühl und es überwinde Grenzen. Gerade der Tango sei ja selber aus einer Vielzahl unterschiedlicher kultureller Einflüsse entstanden und deswegen offen für neue Stile und Praktiken. Interkulturalität und Austausch sei diesem Tanz eingeschrieben.

Musik und Tanz bedeute, so philosophieren wir weiter, Hingabe, Feiern und Ekstase, außer sich sein und damit eine andere Sinnerfahrung. Nicht nur für uns und die Anderen, die sich ja selber meist nicht genau kennen, lasse Tanzen mehr über unsere verborgenen Seiten erfahren. Tanzen zu zweit oder in der Gruppe sei eben leibliche Begegnung, vielleicht sogar die „zweitschönste“ oder gar „schönste“ Art, sich miteinander, gegeneinander und durcheinander zu bewegen?



Foto: Sigrid Zörgiebel